

## Lebenszeichen und Spielräume

– Eine Trauerrede. –

Elfriede Gerstl war ein besonderer Mensch, und es ist nicht nötig, dass irgendein Einzelner versucht, ihrer Art von Besonderheit zum Beispiel mit Worten eines Nachrufs zu entsprechen. Elfriede Gerstl steht auf einer Liste, nämlich auf Konrad Bayers *Vaterländischer Liste*, auf der Namen von Menschen, von Österreichern stehen, mit denen ein jeweils zeitgenössischer Geist was anfangen kann, was anfangen können wird. Das nennt man *Tradition*, und selbstverständlich steht Konrad Bayer selber auf der *Vaterländischen Liste* – österreichische Listen sind immer selbstbezüglich. [Sie standen alle nicht auf der Vaterländischen Liste, allerdings nur so lange nicht, bis ich sie draufgesetzt habe (weil sie nämlich dort hingehören!). Jetzt bleiben sie aber auf der Liste. Hm, „vaterländisch“ war in unserem Vaterland immer schon eine ironische oder pathetische Falle.] Elfriede Gerstls Gedicht „konrad schau auffe“ ist so etwas wie die explizite Vermittlung der Dichterin mit ihrer Tradition, in deren Atemzug auch wir sie zu nennen haben.

So was wie eine kulturgeschichtliche *Ein-Ordnung* wäre meiner Freundin Elfriede Gerstl lästig gewesen, wie jede *Ein-Ordnung*, aber man überlebt mit der Geschichte, die man hat, die man fortgesetzt hat. Gerstls Werk gehört für mich einerseits in die Tradition der großen österreichischen Moderne (die selber ja keine Einheit bildet, sondern widersprüchlich ist): Kraus, Polgar, Friedell, Altenberg, Roth, Nestroy. Andererseits gehört ihr Werk zu einer österreichischen Avantgarde, die in den 1950er-Jahren einen Anfang nahm; einen Anfang, den man auch als Modernisierungsschub verstehen kann; ein Modernisierungsschub, der die auf der Vaterländischen Liste seit ewig Eingetragenen mitriss.

Tradition heißt eben nicht Imitation – und das ist es, was man von Elfriede Gerstl nicht zuletzt lernen konnte: Skepsis – Skepsis gegenüber allen Dogmen, und wenn ein Dogma am Horizont auftauchte, hat sie es schon früh gesichtet und, nein, nicht destruiert, sondern relativiert. Die Relativierung von Gewissheiten ist nicht immer ein Zeichen von Stärke, sondern sie ist auch anstrengend, kostet Kräfte. Aber Gerstls Werk ist nicht ausschließlich leicht – die Leichtigkeit ist manchmal nur eine Tarnung gewesen, um den vor Kraft Strotzenden nicht im Wege zu stehen und umgeworfen zu werden, bevor man gesagt hat, was man über sie denkt. Elfriede Gerstl hat auf ihre Art *gekämpft*, sie war skeptisch, aber keineswegs ohne Überzeugungen, und sie war tapfer und auch hart; zum Beispiel hat sie der Subkultur, in der sie sich anscheinend ganz dazugehörig bewegt hat, nichts geschenkt. Das Gedicht „ein gelungener abend“ ist dafür nur *ein* Beweis:

[...]

*die gefangenen ihres psychoinventars  
kommunizieren ihre rollentexte  
nichts unvorhergesehenes  
ist erschreckend eingetreten  
niemand hat sich in bild und ton  
verwechselt  
auch die unpassenden antworten  
passen (selbstverständlich)*

*wie die haustorschlüssel  
der heimkehrenden*

Ja, dies ist die Tradition, die die Ausrede nicht gestattet, die den Ausweg absperret; die besagt, dass der Weg der falsche ist, und die im Kognitiven besagt, dass *die* Methode immer falsch sein kann, und dass die offene Gesellschaft ein geschlossenes System ist. Ich glaube nicht, dass eine andere österreichische Autorin, ein anderer österreichischer Autor den Markt, den literarischen Markt, so klar wie Elfriede Gerstl in ihren Essays als ein Zwangssystem beschrieben hat – als ein Zwangssystem, das triumphierend vor allem Erniedrigte und Beleidigte und ein paar Scheinsieger hervorbringt. Ich gäbe was her, könnte man sogenannten Kulturpolitikern Gerstls Essays nahebringen – diese Politiker hätten die Chance zu verstehen, was ihnen die Statistik über österreichische Künstler-Einkommen nur sehr trocken erklärt.

Ich war über viele Jahre, genau: seit 1975, Gesprächspartner von Elfriede Gerstl. In diesen Gesprächen (einmal hat sie sich meiner angenommen, einmal hab' ich mich ihrer angenommen) hat sie manche ihrer Thesen, bevor sie diese aufschrieb, ausprobiert. Und ich habe sie vieles fragen können, vieles mit ihr besprochen – seit 1975, und damals hat sie mich auch noch beschützt - vor den anderen im Betrieb (und viele kamen uns als „die anderen“ vor).

1975 habe ich noch nichts gewusst von ihrer Kindheit unter Hitler, von ihrem gehetzten Leben in Verstecken. Dies war eine Seite von Wien, vielleicht „die andere Seite“ von Wien, aber der Albtraum, den diese Stadt im Laufe ihre Geschichte für nicht wenige ihrer Bürger bereithielt, lässt sich auch vor dem Ehrengrab, das ihr Wien am Ende spendete, nicht wegträumen und nicht wegdenken. Von ihrer Armut in den 1950er- und 1960er-Jahren sprach Elfriede Gerstl damals, 1975, aber schon. Sie jammerte nicht darüber, sondern sie beschrieb diese Armut soziologisch, als soziale Definition einer Dichterinnen- und Dichterexistenz, einer Existenz, die vom eingebürgerten Kanon, von den Vorschlägen, wie man zu sein hat, abwich. Und die Abweichung machte mit Recht stolz; sie war auch ein Glück, wenngleich kein billiges. Ach, Elfriede Gerstl hat viele langweilige, bürokratisch notwendige Sitzungen der *Grazer Autorenversammlung* durchwacht, und diese kleinen Ansätze einer subventionierten Selbstorganisation von Schriftstellern damals waren im Großen und Ganzen Anzeichen für die Verbesserung der Lage.

Auch ideologisch und poetologisch wuchs im Laufe der Zeit das Verständnis der Öffentlichkeit – zumindest so weit, dass allmählich viel mehr Menschen wussten, was man an Elfriede Gerstl hatte. Und das war für die Öffentlichkeit, die sich aus Wahrnehmungsstörungen konstituiert, gar nicht leicht: Als Dichterin produzierte Gerstl nämlich aus dem freien Spiel der Einbildungskräfte, in meinen Augen *romantisch*, und eben nicht mit der Disziplin, die dafür nötig ist, um die Öffentlichkeit bei Dauerlaune zu halten, indem man wenigstens alle eineinhalb Jahre mit einem Werk erscheint.

Ja, es ist im Laufe der Zeit für sie besser geworden, sie war anerkannt – und dennoch will ich meinen Zorn darüber nicht leugnen, dass sie, auch wenn sie damit nicht unglücklich war, in dieser schwer heizbaren Wohnung in dieser kalten Stadt lebte. Die Heizung war ein ziemlich unheimlicher Apparat, ein Saurier unter den Gasheizungen – *Elfriede Gerstl hätte es, und das gilt für ihr ganzes Leben, sie hätte es leichter haben sollen!* „Tot müßte man sein, habe ich noch 1980 geschrieben“, schrieb sie – und weiter schrieb sie: „was heißen sollte, ‚nur ein toter Dichter ist ein guter Dichter.‘“ Ja, das soll in ihrem Sinn unsere Ansicht nicht sein. *Lebenszeichen* hieß der letzte, posthum erschienene Gedichtband von Elfriede Gerstl, und

seltsamerweise kam mir auch das Begräbnis der Dichterin als Lebenszeichen vor: Anwesend waren sehr, sehr viele Menschen. Elfriede Gerstl war eine Berühmtheit, die aber anders im Bewusstsein der Menschen verankert war als die üblichen Berühmtheiten. Das Informelle, das nicht von der Zeitung Vermerkte und das nicht vom Fernsehen Gesendete, war ihr Medium. Ihr Ruhm gründete auf einer unvermarktbareren Zuneigung, die viele Menschen für sie empfanden. Sie stand im Zentrum einer merkwürdigen Geistigkeit, einer Passion für Poesie und Intellektualität, die man einer Stadt wie Wien kaum noch anmerkt.

Lebenszeichen sind das eine, Spielräume das andere. Bei beiden muss man hoffen, dass es sie überhaupt gibt. Jedenfalls gibt es ein Buch von Elfriede Gerstl, das *Spielräume* heißt. In den *Spielräumen* liegen Gerstls Anfänge. Meines Erachtens waren am Anfang ihre *Spielräume* nicht groß, aber wie sie zwischen den Vorschriften, die von Konrad Bayer und Oswald Wiener stammen, ihre eigenen Wendungen nimmt, wie sie eigenständig in der *Wiener Gruppe* auflebt, das ist bis heute verblüffend. Heute kann man an den *Spielräumen* erkennen, dass auch Gerstls künstlerische Entwicklung eine Emanzipation war, eine Befreiung von Vorbildern, aber hätte nicht von vornherein etwas von ihrer Eigenständigkeit existiert, es wäre auch keine Emanzipation möglich gewesen. Die *Spielräume* sind auch ein Dokument für eine Wiener Boheme, die ohne Berlin weder geistig noch materiell hätte überleben können. Das Überleben war in Berlin schwierig genug, man saß zwischen den Stühlen:

*... da sitzen sie seit Jahren Ecke Uhland oder sonstwo, Herumträumer und Unproduzenten, nicht mehr Touristen und noch nicht Kredit bei Wirten und Oberfräuleins [...] ein soziales Niemandsland [...].*

Aber in diesem Niemandsland war am Ende mehr möglich als in den personell und mit Sachwerten hervorragend ausgestatteten Sozietäten. Elfriede Gerstl war bis zu ihrem Lebensende von sozialen Niemandsländern geprägt. Dass diese Prägung sie mehr zur Ironie und kaum zum Pathos führte, ist eines der offenen Geheimnisse ihrer Texte. In diesen Texten ist aber „alles“ drin, auch das Pathos, wenn man ihre Ironie richtig versteht.

Franz Schuh, aus Christa Gürtler und Martin Wedl (Hrsg.): *Elfriede Gerstl „wer ist denn schon zu hause bei sich“*, Paul Zsolnay Verlag, 2012